



Bayerisches Bier, Kellnerin auf dem Münchner Oktoberfest: Glaubenskrieg um die Schaumkrone

ERNÄHRUNG

Hochvergoren, hopfungslos

Ein satirisches Bier-Lexikon geht hart mit ihren Produkten ins Gericht – nun schlagen mehrere deutsche Brauer mit juristischen Mitteln zurück.

Ein gutes Buch, pflegt Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki zu sagen, zeichne sich aus durch „Intelligenz und Temperament, Humor und Ironie“. Wenn der urteilsfreudige Mann doch bloß Biertrinker wäre.

Was ein gutes Bier ist, verrät das jüngste Sachbuch auch nach 332 Seiten nur ex negativo. Manche Trinker geraten bei strammen Schaumkronen ins Schwärmen: „Das ist ein Bier!“; Gerstensaft-Profis hingegen wenden sich mit Grausen: „Das ist kein Bier!“; die Autoren des Bier-Lexikons* wollen ebenfalls nicht als Schaumschläger dastehen: „Ende der Diskussion.“

So nicht. Eine Nation, die in der Not Hopfen und Malz verloren sieht, die aus Liebe zum Pils den Bolkstoff für Kinoshlager gewinnt, die seit Generationen Hawaii boykottiert – „Es gibt kein Bier“, darum fahre man nicht nach Hawaii, „drum bleib'n wir hier“ –, ein so brautreues Volk lässt sich nicht von zwei Mochtegerprofnis die Autorität streitig machen.

Und so kam es, kaum war das Buch von Jürgen Roth, 29, und Michael Rudolf, 36,

* Jürgen Roth, Michael Rudolf: „Bier! Das Lexikon“. Reclam Verlag, Leipzig; 332 Seiten; 18 Mark.

auf dem Markt, zu handfesten Rechtsraufereien, die Stoff für eine bundesweite Stammtisch-Exegese bieten.

Einen Punktsieg trug die Licher Privatbrauerei davon. Unter „L“ referierten die Autoren das üble Gerücht, das hessische Brauhaus „unterstütze die Reps und anderes Pack finanziell“. Nicht nur „jeden Mochtegerlinksaktivisten“, sondern auch manchen Pilsaußen vom rechten Rand ordnen Roth/Rudolf dem Licher-Kosmos zu – wer kann sich seine Trinker schon ausuchen. Obwohl der Absatz versöhnlich endete – „Des nächste Lischä is sischä“ –, mußte der Leipziger Reclam Verlag 2000 Exemplare der ersten Auflage einstampfen und „die bewußt herabsetzende Passage“ in der zweiten aussparen.

Ganz so einfach wird es für eine Gruppe mittelständischer Privatbrauereien in Bayern nicht. Deren Anwälte beklagen „den Tatbestand einer reinen Schmähkritik“ in der Bier-Satire.

Gewiß: Es kann die traditionsreichen Münchner Löwenbrauer schon verbittern, wenn ihr „hochvergorenes Pils“ als „überraschend hopfungslos“ eingestuft wird. Das Urteil „In dem Bier ist nichts los“, das die Juroren dem ebenfalls an der Isar verzapften Augustiner „Edelstoff“ verpassen, gipfelt in dumpfer Ratlosigkeit: „Vielleicht sollte der Baudrillard mal was sagen.“

Aber auch norddeutsche Brauer kriegen ihr Fett weg. Beck's Spitzen-Pilsener aus Bremen schmecke „immer so, wie man sich gerade fühlt, also meistens schlecht“. Im Jever vermissen die Rezensenten die friesische Herbe, die Hopfen-Insuffizienz erfahre „Momente tragischen Ausmaßes“.

Das Dormagener Garde Kölsch „tänzelt ziemlich lustlos auf der Zunge“. Beim Franken Hell von Hauff-Bräu versagten den Testern beinahe die Geschmacksnerven: „Eine eschatologisch anmutende Dä-

monie teuflischster Provenienz, ein Müll-, ein Abfallbier – ja, es ist kaum zu beschreiben.“

Doch bei über 3270 geprüften nationalen und internationalen Marken, von denen 853 in die Auswahl aufgenommen wurden, fand durchaus einiges Gnade in den Kehlen der Koster. Der süddeutschen Schneider Brauerei attestieren sie „ein wackeres, handwerkliches Pils“ und zensieren: „Schneider Bräu, setzen. Eins.“ Bei Reissdorf Kölsch kam „in der Testergemeinde prompt Schampusstimmung auf. „Prickelnd, reizend und charmant“ legten sich die 4,8 Prozent „auf der Zunge ab“.

Euphorie lösten einige untergürige Produkte ostdeutscher Brauereien aus. Der in Thüringen geborene Autor Rudolf hat bei der Schloßbrauerei Greiz das Brauhandwerk studiert. Ein

„klassisches Hopfenfinish“ fand der Brau-Ingenieur im Radeberger Pilsener, „würziger Anstrich, bestens abgestimmte Bittere“.

Auf ihrem Streifzug zwischen „A“ wie Adelskrone Pils („Es ist so würdelos“) und „Z“ wie Zwölf Apostel („Keine gute Apperzeption“) entzaubern die Experten die abgestandene Weisheit „Gut Bier will Weile haben“; ein professioneller Schankwirt gebe „maximal drei Minuten vor“.

Neben bekannteren Erkenntnissen („Brecken, das – kündigt sich durch ein Gefühl des Ekels beim Anblick prallvoller Weizenbierpokale an“) verstecken sich originelle Fundsachen: Das Pilsener der Brauerei Nothhaft in Marktrechwitz, das im „südlichen Zonenrandgebiet und in weiten Teilen der Marktrechwitzer Fußgängerunterführung“ getrunken werde, wäre ohne die Ausgrabungen der Bier-Archäologen westdeutschen Konsumenten womöglich verborgen geblieben.

„Ohne auf das literarische Niveau des vorbezeichneten Buches einzugehen“, beanstanden die beleidigten mittelbayerischen Brauer, seien ihre Biere „in einer absolut unqualifizierten Weise beurteilt worden“. Das wollen die Autoren nicht auf sich sitzen lassen. Abgesehen von jahrzehntelanger Feldforschung im In- und Ausland, wo beide sich „konsequent Bier trinkend weitergebildet“ hätten, fußten die Ergebnisse „auf wissenschaftlichem Fundament“, sagt Roth. So wurde etwa ein noch aus DDR-Zeiten vorrätiger Testbogen in die Verkostung aufgenommen.

Das Büchlein, dem bald eine umfangreiche Anthologie folgen soll, „bierernst zu nehmen“, schreibt Reclam-Anwalt Winfried Seibert, verbiete sich „aus mancherlei Gründen“. Einen davon hat schon Kurt Tucholsky formuliert, und die verhopfte Version seines berühmten Verdiktes lautet: „Was darf die Bier-Satire? Alles.“ ♦